

Sachdokumentation:

Signatur: DS 1598

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/1598



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.

Newsletter vom 14. 10. 2018

Inhalt

| | |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Deutsch lernen im Handumdrehen? | 1 |
| Frühdeutsch ist wichtiger als Frühenglisch | 2 |
| Flexibel werden in einer dynamischen Welt | 4 |
| «Schreiben nach Gehör» soll Kindern die Anxt vor Fehlern nehmen – doch die Methode ist umstritten | 6 |
| Rechtschreiberfolg nach unterschiedlichen Didaktiken | 7 |
| Passepartout – wie weiter? Zwei kontradiktorische Gastbeiträge | 7 |
| Fremdsprachen-Diskussion aus der Sicht der Mehrheit der Primarlehrpersonen | 8 |
| Ja zum Ausstieg aus Passepartout..... | 8 |
| Selbstgesteuertes Lernen | 11 |
| Lernen im Chatroom Die zweite Frankfurter (In-) Kompetenzkonferenz..... | 12 |
| Gehört Ihr Kind zur «Restgruppe»?..... | 14 |
| Veranstaltungshinweise | 16 |
| Bildschirmmedien und Kinder | 16 |
| Was man von Schweden lernen kann | 16 |
| Das gesellschaftliche Bild und die pädagogische Bedeutung der Lehrberufe | 16 |
| Bildungspolitik auf dem Holzweg? | 17 |

Deutsch lernen im Handumdrehen?

Gute Deutschkenntnisse sind eine zentrale Voraussetzung für den Erfolg in den Berufslernen wie in den Maturitätsschulen. Mit der deutschen Sprache vertraut sein bedeutet aber noch viel mehr. Wer sich in vielen Bereichen präzise in der deutschen Sprache ausdrücken kann, hat sich ein Weltbild erschaffen, das eine gute Orientierung ermöglicht und zur eigenen Urteilsfähigkeit beiträgt. Eine Erstsprache gründlich zu lernen, ist für die meisten Heranwachsenden ein langer Weg. Für den schulischen Spracherwerb bedeutet dies, dass Sprache immer wieder mit anschaulichen Inhalten verknüpft und erarbeitet werden muss.

Für gezielte Wortschatzerweiterung und allgemeines Sprachbad erweist sich der Realienunterricht der Volksschule als eigentlicher Königsweg für aufbauendes Lernen. Natur und Technik, Geografie und Geschichte bieten eine Fülle an spannenden Inhalten. Werden diese schülergerecht und spannend vermittelt, kommt die Sprache zum Zug. Nicht die Menge des behandelten Schulstoffs ist dabei entscheidend, sondern die gründliche Auseinandersetzung mit dem Thema. Beim Bau eines Elektromotors erleben Jugendliche, wie die elektromagnetischen Kräfte wirken und welchen Bauteilen wichtige Funktionen zukommen. Solche Einsichten auch mit den treffenden Ausdrücken festzuhalten ist fruchtbarer Spracherwerb. Auf etwas andere Art, aber ebenso wirksam, gelingt das Deutschlernen in narrativen Geschichtsstunden. Wie viele sprachfördernde Impulse gehen von einer dramatischen Erzählung der Lehrperson aus, wenn schicksalhaftes Geschehen im Zentrum steht!

Das tägliche Sprachbad im Realienunterricht stellt hohe Anforderungen an die fachliche und sprachliche Kompetenz der Lehrkräfte. Doch die Aufgabe wird unterschätzt. Zwar wurde im Bereich Natur und Technik in jüngster Zeit einiges investiert, doch sonst ist die Realien-Fachdidaktik klar im Hintertreffen. Durch das Streichen von Realienstunden und die teilweise Verwendung von Geografie- und Naturkundelektionen für den Fremdsprachenunterricht hat der sachbezogene Deutschunterricht arg gelitten. Am härtesten hat es den Geschichtsunterricht getroffen, wo im Kanton Zürich nur noch eine einzige Wochenstunde zur Verfügung steht.

Es erstaunt nicht, dass immer lauter die Frage nach dem Wesentlichen in der Pädagogik gestellt wird. Der neue Lehrplan gibt dazu keine überzeugende Antwort. Zu vieles wird als Bildungsziel postuliert, mit dem Resultat, dass manches nur angetippt werden kann. Deutsch lernen erfordert viele Trainingsstunden, Zeit für Lektüre und für das Eintauchen in ein Stück Welt in den beliebten Realienfächern. Wer glaubt, dass man beim Lernen der Erstsprache abkürzen könne, irrt gewaltig. Doch genau das wird getan mit dem Abwerten des Realienunterrichts und der Reduktion von intensiven Trainingsphasen in den Deutschstunden.

In unserem ersten Beitrag setzt sich der Sprachwissenschaftler **Mario Andreotti** mit dem aktuellen Deutschunterricht auseinander. **Carl Bossard** geht im zweiten Text der Frage nach, wie und wo eine nachhaltige Bildung die Schwerpunkte setzen sollte. Sie werden bald merken, dass die beiden Beiträge sich hervorragend ergänzen.

Aus Gründen der Konzentration auf die Hauptthemen haben wir einige aktuelle Ereignisse der vergangenen Woche nur am Rande erwähnt. Die zurückgestellten Themen werden in den nächsten Newslettern aufgegriffen und vertieft behandelt. Dazu gehört auch die Frage, ob der Lateinunterricht an den Langzeitgymnasien weiterhin zum obligatorischen Schulstoff zählen soll.

Für Spannung ist gesorgt. Wir bleiben am Ball.

Für die Redaktion «Starke Volksschule Zürich»

Hanspeter Amstutz

Frühdeutsch ist wichtiger als Frühenglisch

Tagblatt St. Gallen, 25.7.2018

Sprachwissenschaftler Mario Andreotti zu sprachlichen Defiziten an Schulen.

Eine neuere Studie des Kompetenzzentrums für Bildungsevaluation an der Universität

Zürich kommt zu erschreckenden Ergebnissen: Von den 1500 Zürcher Primarschülern in der sechsten Klasse, die auf ihre Deutschkenntnisse hin befragt wurden, können nicht weniger als 36 Prozent «nur den Sachverhalt und die Zusammenhänge eines einfachen Textes verstehen». Weitere 15 Prozent bekunden bereits Mühe, «sobald aus dem Text mehr als einzelne Wörter und Zusammenhänge identifiziert werden müssen». Jeder zweite Schüler genügt nur knapp den Anforderungen, die auf der Sekundarstufe im Fach Deutsch gestellt werden. Dazu kommt, dass sich in der Sekundarschule 16 Prozent der befragten Schüler in diesem Fach völlig überfordert fühlen – doppelt so viele wie in der «ungeliebten» Mathematik. Da vermögen auch die oftmals, aus Angst vor einer klaren Wertung, viel zu hohen Noten im Fach Deutsch nicht darüber hinwegzutäuschen.

Stellt sich die Frage, welches die Gründe für diese sprachlichen Defizite unserer Schülerinnen und Schüler sind. Eine Frage, die keine einfache Antwort zulässt. So viel aber dürfte sicher sein: Mit der Einführung von Frühenglisch und Frühfranzösisch wurde in zahlreichen Schulen die Zahl der Lektionen in den Kernfächern Mathematik und Deutsch deutlich reduziert, obwohl allseits bekannt ist, dass es zur Festigung der deutschen Sprache gerade in der Primarschule ausreichend Zeit braucht. Doch der Mangel an genügend Deutschunterricht ist nicht der einzige Grund für das sprachliche Malaise. Über ein Drittel aller Deutschschweizer Primarschüler spricht in der Schule ausschliesslich Mundart, wie eine Untersuchung des Bundesamtes für Statistik ergeben hat. Und dies obschon die Schulreglemente der meisten Kantone vorschreiben, dass der Unterricht auf der Primar- und Sekundarstufe, mit wenigen Ausnahmen, konsequent in der Standardsprache, also in Hochdeutsch, zu erfolgen hat.

Woran liegt es aber, dass die Wirklichkeit des Schulalltags anders aussieht? Vieles deutet daraufhin, dass es mit unserem schwierigen Verhältnis zur hochdeutschen Sprache zusammenhängt. So nah und doch so fern – so liesse sich dieses Verhältnis von uns Deutschschweizern zur Standardsprache umschreiben. Das gilt in besonderem Masse für unsere Jugendlichen. Sie betrachten Hochdeutsch zwar nicht als Fremdsprache, weil es irgendwie alltäglich sei, man es «einfach so» könne, wie sie häufig meinen. Trotzdem reden sie in der Schule nicht freiwillig hochdeutsch, sondern nur, wenn sie wirklich müssen. Das können wir ihnen nicht einmal übel nehmen, liegt ihnen der Dialekt doch einfach näher, ist er ihnen als «Wohlfühlsprache» vertrauter.

Wer hingegen die alte Scheu vor der hochdeutschen Sprache ablegen müsste, sind die Lehrerinnen und Lehrer. Es ist die leidige Erfahrung, dass viele Lehrpersonen im Unterricht ungern hochdeutsch sprechen und deshalb, wann immer möglich, den Dialekt verwenden. Damit geben sie in Bezug auf die hochdeutsche Sprache unbewusst negative Bilder an ihre Schüler weiter, die nach und nach eine ablehnende Haltung dieser Sprache gegenüber entwickeln. Dabei müssten manche Lehrpersonen im Umgang mit dem Hochdeutschen mehr Selbstvertrauen gewinnen und so durch ihr Vorbild die Freude an der Sprache an die Kinder weitergeben. Voraussetzung dafür ist freilich eine Lehrerbildung, die der Sprache im Fächerkanon der Pädagogischen Hochschulen einen zentralen Platz zuweist und die den Studierenden die Einsicht in die Wichtigkeit, Schüler möglichst früh konsequent an die hochdeutsche Sprache heranzuführen, vermittelt. Nur so kann in der Deutschschweiz, gleichsam über die Schule, allmählich ein kollektives Umdenken stattfinden, kann sich die Abwehrhaltung vieler Deutschschweizer gegenüber dem Hochdeutschen verändern. Das ist auch dringend notwendig, ist doch die Schwellsprache für die berufliche Qualifikation in der Deutschschweiz nach wie vor Hochdeutsch, wie der Basler Sprachwissenschaftler Georges Lüdi zu Recht festhält.

Flexibel werden in einer dynamischen Welt

Journal21, 5.10.2018

Von Carl Bossard

Schule muss sich wandeln! So lauten die Postulate. Doch wie wird man flexibel in einer Welt im Wandel? Indem man sich ganz unflexibel elementares Können aneignet.

Die Welt revolutioniert sich fleissig, das Modernisierungstempo wächst. Das spüren alle. Und da ist es wohl nur zwingend, dass Wirtschaft und Politik auch von der Schule den radikalen Wandel verlangen. Niemand soll unter die Räder der Tempo-Gesellschaft und ihrer Zivilisationsdynamik geraten. Alles soll sich ändern. Die radikale Reformkaskade der vergangenen Jahre ist die Antwort. Und sie zieht und zielt weiter.

Der flexible Mensch als Sozialfigur der Gegenwart

„Schule im Wandel.“ Unter diesem Slogan segeln viele Vorträge und Diskussionsforen – gesteuert vom ökonomischen Imperativ: Bildung muss zeitgemäss sein, die Schule darum „wandelbar“ bleiben und sich „wandlungsfähig“ zeigen, wird gefordert.¹ Dieses Postulat birgt etwas höchst Problematisches in sich. Denn eines fehlt meist: ein plausibles Ziel. Es gibt nur eine Fülle von Dringlichkeiten; dazu zählt die Digitalisierung. Schulisch macht Wandel aber nur Sinn, wenn eine Vista vom Wohin mitspielt. Innovationsrhetorik allein reicht nicht; eine Fortschrittsidee, eine Bildungsidee müsste den Wandel leiten. Sonst zerrt man nach allen Seiten – wie beim Karren in Iwan Krylows famoser Fabel mit der ironischen Überschrift „Eintracht“. Das Ergebnis: Der Karren kommt nicht voran; er bleibt stecken. Das ganze Geschehen gleicht letztlich einem amorphen Vektorhaufen.

Eines wird immer gefordert – wie ein Mantra: junge Menschen fit machen für flexible Zeiten, für die digitalisierte Zukunft, für eine Ära, in der man sich beruflich ständig verändert und neuen Aufgaben stellt. Zu den Galionsgestalten der Gegenwart gehört darum der flexible Mensch. Dieses Zauberwort, die Flexibilität, hat der amerikanische Soziologe Richard Sennet in einem luziden Buch beschrieben.²

Schule lebt von dem, was immer gilt

Doch wie wird man flexibel in einer Welt des permanenten Wandels? Vielleicht hilft ein Blick in Zeiten, in denen der junge Mensch noch nicht flexibel sein musste und sich ganz unflexibel einer Sache hingeben konnte.

Was wir als Schüler „durchnahmen“, nahmen wir gründlich durch, mündlich und schriftlich, mit vielen Sinnen, präzise und diszipliniert. Ein Ding richtig können war für unseren 5./6.-Klassenlehrer wichtiger als Halbheiten im Hundertfachen. Was Goethe sinngemäss sagte, lebte er und verlangte es. Nicht vielerlei treiben, sondern eine Sache intensiv und genau! – Non multa, sed multum!, hiess es bei Plinius. In zwei Jahren schrieben wir über 20 Aufsätze. Jede Arbeit hat er sauber korrigiert und mit jedem Einzelnen seiner 50 Schüler persönlich besprochen – immer mit Blick auf korrektes und kohärentes Schreiben. Das bedeutete für ihn die Korrektur von mehr als tausend Texten.

Intelligenzen für die Zukunft – Aufbau von Strukturwissen

Es war eine strenge Schule, fordernd und anspruchsvoll, bemüht um elementares Basiswissen und intensives Training alter Qualitäten: lesen, rechnen, denken, fantasieren – eine Bildung, die sich ganz unflexibel einer Sache und ursprünglicher Erfahrung hingab. Unser Primarlehrer verkörperte und verlangte vielleicht etwas von dem, was der Kognitions-

¹ Pascal Studer, Die Schule wandelt sich, und zwar schnell, in: Zuger Zeitung, 27.09.2018, S. 22.

² Richard Sennett (1998), Der flexible Mensch. Die Kultur des Kapitalismus. Hamburg: Berlin Verlag. (Die Originalausgabe trägt den Titel: The Corrosion of Character.)

forscher Howard Gardner als Intelligenzen für das 21. Jahrhundert formuliert: diszipliniertes und kreatives Arbeiten und Denken.

Sein Unterricht hat uns flexibel gemacht für eine kommende Welt im Wandel: Flexibilität als Ergebnis der Unflexibilität. Warum? Er vermittelte uns wichtiges Faktenwissen und überprüfte es. Immer und immer wieder. Wir mussten die Fakten kennen. Dieses reproduzierbare Detailwissen hat unserer Lehrer aber in Strukturwissen überführt. Sein Credo: Wissen muss geordnet und verstanden werden – und erst noch gut begründet werden können. So führte er uns zum Denken und Problemlösen – und zu einem eigenen Urteil. Gleichzeitig wies er uns auf Widersprüche und Zielkonflikte hin. Didaktisch gesprochen verband er Faktenwissen und kreatives Arbeiten; er verknüpfte Oberflächenverständnis und Tiefenverständnis. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar: Tiefenverständnis basiert auf Oberflächenverständnis.³

Informationen im Netz – Ordnungsstrukturen im Kopf

Heute ist Faktenwissen jederzeit und überall verfügbar. Im Unterricht wird es darum marginalisiert. Die Suchmaschine weiss alles. Sie liefert Daten, Abertausende, Hunderttausende. Doch der Triumph der Informationen sollte nicht in den Verlust des Wissens führen. Das Internet nützt mir wenig, wenn ich nicht ein Minimum an Fakten im Kopf habe – und wenn ich nicht über das Strukturwissen verfüge, um das, was die Suchmaschine liefert, nach Belang, Rang und Relevanz zu ordnen und zu verknüpfen.

Es gibt eine grundlegende Differenz zwischen dem Abrufen von Informationen und dem Verstehen einer Sache; diese Einsicht droht verloren zu gehen. Im Zeitalter des Internets werden Aneignen und Begreifen durch Finden ersetzt, geleitet von der Vorstellung: Alles, was es an Wissen gibt, ist schon da. Man muss es nur suchen. Wenn ich es gefunden habe, kommt es automatisch auf die innere Festplatte. Dann habe ich es und weiss es. Zu lernen brauche ich's kaum mehr; die Kunst liegt einzig darin, etwas zu finden.

„Ich verdaue es“ und verstehe darum

Doch Wissen kann ich nicht konsumieren, so wie ich mir ein Glas Wasser einflösse. Das versucht nur der Nürnberger Trichter. Schon Sokrates karikierte diesen Versuch: Es sei, wie wenn man einem Blinden das Gesicht einsetzen wolle. Das Aneignen von Wissen muss durch mich hindurchgehen; ich muss es erarbeiten, in mich einarbeiten, verarbeiten und reflektierend in Zusammenhang setzen. So entsteht Tiefenverständnis. Erst dann kann ich verstehen. Friedrich Nietzsche nannte diesen (Aneignungs-)Vorgang sinngemäss: „Ich verdaue es.“⁴ Und in diesem „Verdauen“ realisiert sich der Bildungsprozess. Bildung als angemessenes Verstehen – und Basis für Flexibilität.

Der Igel weiss von einer grossen Sache

Kürzlich stiess ich auf den uralten Spruch des griechischen Dichters Archilochos: „Der Fuchs kennt viele Dinge, der Igel aber weiss von einer grossen Sache.“ Das erinnerte mich an meinen Primarlehrer. Er lehrte uns, sich ganz einer Sache hinzugeben. Unflexibel. Nur so könnten wir uns zu einer Person entwickeln und uns ein eigenes und verlässliches Urteil bilden. Und nur so käme etwas Gutes und Grosses zustande, mahnte er. Vermutlich würde er heute beifügen: Die „grosse Sache“ entspringt nicht zwingend dem Internet. Sie entstünde vielmehr aus der unflexiblen Hingabe an eine Aufgabe – an musisch-kreative Dinge zum Beispiel, ergänzte er wohl noch. Nur so würde man flexibel. Beginnen aber müsse man ganz unflexibel.

³ Vgl. dazu Klaus Zierer, Die Grammatik des Lernens. Was bei der Digitalisierung im Bildungsbereich nicht vergessen werden darf, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung FAZ, 04.10.2018, S. 7.

⁴ Friedrich Nietzsche, Kritische Studienausgabe in 15 Bänden (KSA), hg. von Giorgio Colli, Mazzini Montinari, Berlin/New York 1988. Bd. 11. S. 539, 608f.

«Schreiben nach Gehör» soll Kindern die Anxt vor Fehlern nehmen – doch die Methode ist umstritten

Schweiz am Wochenende 30.9.2018

von Yannick Nock

An den Schulen tobt ein Glaubensstreit: Umstritten ist, wie Kinder Rechtschreibung lernen sollen. Eine neue Studie zerpflückt eine verbreitete Methode – und stellt den Unterricht vor grosse Probleme.

Wer mit Lehrern und Professoren spricht, bekommt oft das Gleiche zu hören: Kinder und Jugendliche können heute nicht mehr richtig schreiben. Bei vielen hapert es an der Orthografie, andere schaffen es nicht, ganze Sätze zu bilden. Das Phänomen zieht sich durch alle Stufen.

Rolf Dubs, renommierter Pädagoge und emeritierter Professor der Universität St. Gallen (HSG), erkennt einen regelrechten Zerfall der Rechtschreibkenntnisse. «Selbst an den Hochschulen haben Studenten und Doktoranden heute Mühe, fehlerfreie Sätze zu schreiben», sagt er. Es komme vor, dass der Inhalt einer Dissertation zwar gut sei, die Sprache aber schlicht ungenügend.

Einen Grund sieht Dubs in der umstrittenen Methode «Schreiben nach Gehör», auch «Lesen durch Schreiben» genannt. Sie wird seit Jahren in vielen Primarschulen praktiziert. Erstklässler schreiben so, wie sie meinen, dass es richtig ist. Korrekturen sind nicht vorgesehen – manchmal bis in die zweite oder dritte Klasse. So wird aus «und» «ont», aus «Wasser» «wasa» oder aus «Eule» «oile».

Die Methode soll den Schülern die Angst (oder «Anxt», wie sie selber schreiben) vor Fehlern nehmen und sie zum Schreiben animieren. Der Vorteil: Kinder können erstaunlich schnell kleinere Geschichten aufschreiben statt nur einzelner Wörter. Doch die Methode, die vom verstorbenen Schweizer Reformpädagogen Jürgen Reichen entwickelt wurde, ist schon länger umstritten. Nun gerät sie noch stärker unter Beschuss.

Eine ganze Generation leidet

Eine neue Studie der Universität Bonn zeigt die Überlegenheit des klassischen Orthografieunterrichts mit Regeln und Rechtschreibbüchern. Dafür wurden die Leistungen von 3000 Grundschulern analysiert. Es ist eine der wenigen grossen Untersuchungen zum Thema. Kinder, die in der klassischen Methode unterrichtet wurden, schnitten demnach in der Rechtschreibung deutlich besser ab als jene, die erst nach Gehör lernten.

Kritiker in Deutschland und der Schweiz fühlen sich bestätigt. «Es ist ein grosser Fehler, wenn Kinder einfach drauflosschreiben dürfen, ohne jegliche Kenntnisse der Rechtschreibung», sagt Pädagoge Dubs. Sie brauchten eine Struktur. «Ohne geordnetes Wissen werden Schüler nie gut schreiben können.» Es sei ein Trugschluss, zu glauben, dass die Rechtschreibung in höheren Klassen ohne Abstriche nachgeholt werden könne.

Mit dieser Meinung ist Dubs nicht allein. Weitere Professoren und Lehrer warnen vor den Folgen – in beiden Ländern. Oder wie es eine Lehrvertreterin im «Spiegel» ausdrückt: «Eigentlich müssten sich die Verfechter dieser unseligen Methode bei einer ganzen Schülergeneration entschuldigen.» [Mehr...](#)

Rechtschreiberfolg nach unterschiedlichen Didaktiken

Eine kombinierte Längsschnitt-Querschnittstudie in der Grundschule

Bundeskongress für Schulpsychologie 20. – 22.9.2018 Frankfurt am Main

Tobias Kuhl & Una M. Röhr-Sendlmeier, Universität Bonn, Institut für Psychologie

[...]

Diskussion

Die Ergebnisse beider Studien sprechen deutlich für die **Überlegenheit des Unterrichts mit einem Fibelansatz**. Nicht nur waren die Rechtschreibleistungen der systematisch angeleiteten Kinder besser als die der anderen Didaktikgruppen, und zwar mit überwiegend großem Effekt; sondern auch die Streuung der Werte war in der Fibelgruppe weit geringer. Sehr viele Kinder scheinen demnach von dieser Lehrmethode zu profitieren, obwohl sie zu Beginn der Schulzeit weniger Vorkenntnisse hatten als die Lesen-durch-Schreiben-Kinder. Die in der Studie ermittelten Ergebnisse der Rechtschreibtestungen wurden aus ethischen Gründen an die Schulen zurückgemeldet. Dies betrifft jedoch alle untersuchten Kinder gleichermaßen. Sowohl die intrinsische Schreib- als auch die intrinsische Lesemotivation der Fibelkinder waren jeweils nicht geringer als die der Kinder, die nach einem der beiden Spracherfahrungsansätze unterrichtet worden waren. Die vorliegenden Daten widerlegen die Grundannahme des Spracherfahrungsansatzes, ein frühes Korrigieren von Rechtschreibfehlern demotiviere die Kinder, sich mit Schriftsprache auseinanderzusetzen.

Insgesamt kann basierend auf den Ergebnissen dieser längsschnittlichen wie querschnittlichen Analysen ein Rechtschreibunterricht mit den beiden Didaktiken des Spracherfahrungsansatzes – Lesen durch Schreiben oder Rechtschreibwerkstatt – nicht uneingeschränkt empfohlen werden. Die Didaktik Rechtschreibwerkstatt führt bei vielen Kindern in der vorliegenden Stichprobe nachweislich zu besonders geringen Rechtschreibleistungen.

Wünschenswert wäre die Durchführung einer bundesweiten repräsentativen Längsschnittanalyse über die Auswirkungen verschiedener Didaktiken auf die Rechtschreibleistungen von Kindern mit einem Testverfahren, welches die Betrachtung von Lernkurven ermöglicht, um die vorliegenden Ergebnisse noch besser absichern und generalisieren zu können.

[Mehr...](#)

Passepartout – wie weiter? Zwei kontradiktorische Gastbeiträge

LVBinform Sept. 2018

Nach dem Landratsentscheid vom 18. Februar 2018 für den Ausstieg aus dem Projekt «Passepartout» gingen in der Lehrerschaft die Emotionen hoch. Befürworter und Gegner des Entscheids äusserten sich in Leserbriefen und via Social Media pointiert zur Thematik. Der LVB bot beiden Seiten an, ihre Sichtweise im «lvb.inform» darzulegen.

Zu Wort kommen einerseits Sekundarlehrer und Passepartout-Kritiker Felix Hoffmann sowie andererseits die Primarlehrkräfte Lukas Flüeler und Regina Jäkel Pacchiarini, welche das Co-Präsidium der AKK-Stufenkonferenz PLK versehen und Passepartout

positiv gegenüberstehen.

Fremdsprachen-Diskussion aus der Sicht der Mehrheit der Primarlehrpersonen

Von Regina Jäkel Pacchiarini und Lukas Flüeler, Co-Präsidium der AKK-Stufenkonferenz PLK

Mit ungläubigem Staunen und grossem Unverständnis nahm ein Grossteil der Delegierten der PLK (Primarlehrerkonferenz) Kenntnis von der Entscheidung des Landrates bezüglich der Initiative: «Ausstieg aus Passepartout». An unserer Delegiertenversammlung vom 18. April haben die anwesenden Vertreter und Vertreterinnen der Primarschule aus den Gemeinden diese Landratsentscheidung intensiv diskutiert. Bei unseren Delegierten aus den Schulgemeinden des Kantons zeichnete sich dabei ein gänzlich anderes Bild ab, als jenes, welches ein Grossteil des Landrates und der Regierungsrat offensichtlich als «Meinung der Lehrpersonen» wahrnimmt. Diese Resultate waren für unsere Versammlung, die aufgrund der sehr unterschiedlichen Schulstrukturen in den Gemeinden ein sehr breites Meinungsspektrum abdeckt, aussergewöhnlich klar. [Mehr...](#)

Ja zum Ausstieg aus Passepartout

Von Felix Hoffmann, Sekundarlehrer

Passepartout basiert auf der sogenannten Mehrsprachigkeitsdidaktik. Diese ist undurchdacht, ideologisch, im internationalen Vergleich absonderlich und folglich in der Praxis nicht umsetzbar.

13 Irrtümer

1. Das Sprachbad ersetzt mühevolleres Lernen

Ein Aufenthalt in einem fremdsprachigen Land entspricht einem Sprachbad. Mit wöchentlich zwei bis drei Lektionen pro Fremdsprache jedoch halten die Lernenden bestenfalls den grossen Zeh ins Wasser. Durch die neue Verteilung des Französisch-Unterrichts während der obligatorischen Schulzeit auf insgesamt 7 Schuljahre ohne Erhöhung der Gesamtstundenzahl ist man von einem Sprachbad weiter entfernt denn je.

2. Fehlerkorrekturen sind unnötig und demotivieren die Lernenden.

Werden Fehler über längere Zeit wiederholt, ohne korrigiert zu werden, prägen sie sich im Gedächtnis ein. Es bedarf sodann eines enormen Aufwands, sie wieder wegzubringen. Dieser geht zulasten der Weiterentwicklung der Sprachfertigkeiten. Überdies kommen zielgerichtete Korrekturen dem Wunsch der Lernenden entgegen, «es richtig machen zu wollen».

3. Altersgerechte Themenwahl ist unwichtig.

Beim Erlernen einer Fremdsprache brauchen Schülerinnen und Schüler altersgerechte Themen, um den Lernstoff und die eigene Erlebniswelt miteinander verknüpfen zu können. Fehlt diese Verknüpfung, bleibt der Stoff abstrakt und kann kaum verinnerlicht werden. Färbemethoden, Nahrungsmitteltechnologie, surreale Kunst usw. – Themen der Passepartout-Lehrwerke – sind definitiv nicht Teil der Erlebniswelt von Kindern.

4. Systematischer Wortschatzaufbau ist unnötig.

Der Wortschatz ist die Grundlage der mündlichen und schriftlichen Ausdrucksfähigkeit. Nach etwa 350 Lektionen Französisch mit «Mille feuilles» beherrschen die Lernenden nicht einmal die wichtigsten 300 Wörter des Grundwortschatzes, wie selbst die Projektleitung eingestehen musste. Dies entspricht einem «Lernfortschritt» von weniger als einem Wort pro Lektion. Die vorhandenen Begriffe werden zudem meist falsch geschrieben, wobei die falsche Schreibweise aufgrund ausbleibender Korrekturen regelrecht eingeschliffen wurde.

5. Altersgerechter Wortschatzaufbau entspricht nicht dem natürlichen Spracherwerb.

Eltern betreiben mit ihren Sprösslingen permanent intensives Wortschatztraining. Sie gehen bei der Vermittlung der Muttersprache instinktiv richtig vor, indem sie ihren Kindern wiederholt altersgerechte Wörter vorsprechen, bis diese verinnerlicht sind. Anfangs sind dies z.B. Mami, Papi, Hunger usw., aber bestimmt nicht Teilchenbeschleuniger oder Durchlauferhitzer.

6. Erklärungen zur Grammatik entsprechen nicht dem natürlichen Spracherwerb.

Hier wird irrtümlicherweise der natürliche mit dem schulischen Spracherwerb gleichgesetzt. Ohnehin entsprechen die gemäss Passepartout-Ideologie ständigen Vergleiche der unterschiedlichsten Sprachen schon gar nicht dem natürlichen Spracherwerb; sie sind höchst anspruchsvoll und überfordern die grosse Mehrheit der Lernenden, weswegen der Lernerfolg ausbleibt. Anschauliche Erklärungen und ein geführter Einstieg in die Strukturen der Zielsprache sind wesentlich effizienter.

7. Baselland wird zur Bildungsinsel nach dem Passepartout Ausstieg.

Passepartout endete offiziell im Sommer 2018 aufgrund auslaufender Verträge. Sollte in den anderen Kantonen über dieses Datum hinaus gemäss der Mehrsprachigkeitsdidaktik unterrichtet werden, wäre unser Kanton tatsächlich eine Bildungsinsel, allerdings im positiven Sinne: Bei uns wäre dann die Fremdsprachenvermittlung nämlich deutlich erfolgreicher als in den anderen Kantonen.

8. Passepartout begünstigt die interkantonale Mobilität.

Das wäre richtig, wenn die Mehrsprachigkeitsdidaktik funktionieren würde. Faktisch sind Schülerinnen und Schüler, die während der obligatorischen Schulzeit den Wohnkanton wechseln, aber ohnehin die Ausnahme. Das Prinzip der Personenfreizügigkeit orientiert sich am schrankenlosen Waren- und Kapitalstrom. Menschen aber verhalten sich anders als Geld und Güter. Es dürstet sie u.a. nach Heimat. Und für jene, die bisher zu uns gezogen sind, haben sich noch immer pragmatische Lösungen finden lassen.

9. Lehrpersonen arbeiten gerne mit den Passepartout-Lehrmitteln.

Die kantonalen Hearings, die Feedbacks zu den überdimensionierten «Weiterbildungskursen» und auch die Umfrage der AKK zu den Lehrmitteln⁵ belegen das Gegenteil. Grossmehrheitlich begrüsst es die Lehrerschaft, von einer Ideologie befreit zu werden, die sie in ihrer Methodenfreiheit massiv beschneidet. Der Landratsentscheid betreffend Passepartout-Ausstieg ist eine nachträgliche Autorisation dafür, was Lehrkräfte längst wieder bzw. nie aufgehört haben zu tun: mit seriösen, international anerkannten Materialien und Methoden effizient Fremdsprachen lehren.

10. Kritik an «New World» kommt ausschliesslich aus Baselland.

Die Berufsverbände aus Baselland, Bern, Graubünden und Solothurn wandten sich im Mai 2017 gemeinsam an den «Klett und Balmer»-Verlag mit der dringlichen Bitte um eine gründliche Überarbeitung des Lehrmittels. Allein die Zahl und Art der Forderungen stellt eine Disqualifikation des Lehrmittels dar. Aufschlussreich ist die Antwort des Verlags: «Die Autorin Gaynor Ramsey erarbeitet derzeit in unserem Auftrag für jeden Jahrgangsband von New World 3-5 (...) Broschüren mit Grammatik- und Wortschatzübungen.» Gaynor Ramsey war u.a. Autorin des bewährten Niveau-A-Lehrmittels «Non-Stop English», eines der vielen Lehrmittel also, die von den Passepartout-Ideologen als untauglich diskreditiert wurden.

⁵ Gerade einmal 28% der teilnehmenden Primarlehrpersonen bewerteten «Mille feuilles» als «gut geeignetes» Lehrmittel. Auf der Stufe Sek I sagten dies nur 20% über «New World» und miserable 16% über «Clin d'oeil».

11. Was angefangen wurde, muss beendet werden.

Bertolt Brecht schrieb: «Wer A sagt, der muss nicht B sagen. Er kann auch erkennen, dass A falsch war.» Dennoch wird oft mit den Kosten argumentiert, die Passepartout bereits generiert hat, weswegen ein Abbruch nicht möglich sei. Doch ein 100-Meter-Turm wird auch nicht wegen bereits angefallener Kosten fertiggestellt, wenn man nach 10 Metern merkt, dass das Fundament fehlt. Ferner verringern sich die Kosten nach einem Ausstieg, denn die Passepartout-Lehrwerke sind die teuersten je eingesetzten Lehrmittel, und dies bereits ohne die zusätzlichen Auslagen für nachgereichte Begleitmaterialien.

12. Die Evaluation von 2020 muss abgewartet werden.

Aus Verantwortungsgefühl ihrer Schülerschaft gegenüber ergänzen respektive ersetzen zahlreiche Fremdsprachenlehrkräfte die Passepartout-Lehrwerke. Folglich können die Resultate jener Evaluation mit Blick auf die Wirksamkeit der Passepartout-Methodik und -Lehrmittel nicht aussagekräftig sein.

13. Es braucht den Lehrmittelzwang zur Garantie verbindlicher Standards.

Trotz Lehrmittelzwang bestehen in einer 20-köpfigen Klasse am Ende einer gegebenen Unterrichtsperiode 20 unterschiedliche Wissensstände aufgrund ungleicher Begabung bzw. elterlicher Unterstützung und individueller Motivation. Ungleichheiten bestehen auch zwischen Klassen infolge unterschiedlicher Gruppendynamiken und abweichender Prioritäten seitens der Lehrkräfte. Ausserdem orientiert sich der vom Lehrplan 21 abweichende Baselbieter Lehrplan u.a. an klar definierten Stoff- und Jahreszielen. Solche sind mit unterschiedlichen Lehrmitteln zu erreichen, wie die Sekundarstufe II mit ihrer Lehrmittelfreiheit längst aufgezeigt hat. Gerade die berechnete Betonung von Standards muss zwangsläufig zur Ablehnung von Passepartout führen, denn bei der Mehrsprachigkeitsdidaktik besteht die Normierung der Fremdsprachenvermittlung in nicht erkennbaren Lernfortschritten.

Folgen und Erkenntnisse

1. Wegen der zahlreichen Irrtümer müssen die Verlage «Klett und Balmer» sowie «Schulverlag plus» sämtliche Lehrwerke mit Begleitbänden zur Förderung des Wortschatzaufbaus, der Grammatikvermittlung und der Sprachfähigkeit ergänzen. Doch diese Zusatzmaterialien dürfen nicht in die Schulbücher integriert werden, da dies die Ideologie der Mehrsprachigkeitsdidaktik verfälschen würde. Abgesehen von den Zusatzkosten, führt dies dazu, dass viele teure Kursbücher unbenutzt in den Schulschränken landen und lediglich mit den Begleitbänden gearbeitet wird.
2. Susanne Zbinden von der Universität Fribourg hat das Leseverständnis von «Bonne-Chance»-Schülerinnen und -Schülern mit jenem der Generation «Passepartout» verglichen. Letztere schnitten dabei markant schlechter ab.
3. An den Berner Gymnasien musste im Fach Französisch der Grammatikteil aus den Aufnahmeprüfungen gestrichen werden. Begründung: Inexistente Grammatikkenntnisse lassen sich nicht testen. Der Kanton Solothurn hob im März 2018 das geplante Obligatorium der 25 Lehrmittel «Clin d'oeil» und «New World» für die Sek P auf aus Einsicht in deren Untauglichkeit.
4. Pädagogische Gründe sprechen gegen ein starres Lehrmittelobligatorium. So wird beispielsweise in Pratteln mit einem Ausländeranteil von 41% anders Französisch unterrichtet als etwa in Bännwil mit einer gänzlich anderen Schülerpopulation. Auch in den drei Niveaus A, E und P bestehen unterschiedliche Anforderungen. Je nach Klassenzusammensetzung bedarf es unterschiedlicher Methoden etc.

Forderungen

Das offensichtliche Versagen der Mehrsprachigkeitsdidaktik muss Anlass sein, dem Landratsentscheid vom 18. Februar 2018 zuzustimmen, um damit den «Ausstieg aus Passepartout» definitiv zu vollziehen.

Alsdann wäre der Weg frei, um auch auf der Sekundarstufe I die Lehrmittelfreiheit einzuführen. Diese wird seit langem vom Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz LCH gefordert.

Selbstgesteuertes Lernen

Ein fragwürdiges pädagogisches Konzept?

SWR2 Sendung: 30.09.2018, Wissen: Aula

Das Konzept des selbstgesteuerten Lernens verspricht zwar viel, stößt praktisch jedoch oft an eine Grenze, meint die Erziehungswissenschaftlerin Professor Nicole Vidal. Sie hat Ratgeber für Lehrkräfte und Beispiele aus der Schulpraxis analysiert.

Vortrag von Nicole Vidal

[Vortrag hören](#)

Selbstständiges Lernen was kann man sich darunter vorstellen? Werfen wir einen Blick in die Schule. Ein Donnerstagvormittag an einer Grundschule. Die Klassen 3 und 4 werden dort jahrgangsübergreifend unterrichtet, heute steht im Sachunterricht das Thema «Brücken» auf dem Plan. Die Kinder sollen in den nächsten 90 Minuten selbständig an Stationen lernen, die ihnen zu Beginn der Stunde vorgestellt werden. Stationen, das sind verschiedene Orte, an denen Materialien bereitliegen, mit denen sich die Kinder Informationen selbst erschließen können.

Es gibt eine Station, an der sie die Namen berühmter Brücken, basierend auf Kurzportraits, entsprechenden Fotos zuordnen sollen; die dazugehörigen Namen und Städte müssen sie ausschneiden und in der richtigen Reihenfolge auf ein Arbeitsblatt kleben. An einer anderen Station können sie selbst Brücken aus verschiedenen Materialien bauen und sollen anschließend überlegen, was sie stabil macht. Im Nebenraum läuft ein Video-clip, zu dem es ein Quiz gibt. Und an der vierten Station liegt ein kurzer Text aus, der bereits hervorgehobene Schlüsselbegriffe zum Ausfüllen eines Lückentextes enthält.

Die Lehrkraft greift möglichst wenig ein, die Kinder sollen sich und ihren Lernprozess selbst organisieren. Dazu gehört auch, dass sie ihre Ergebnisse selbständig überprüfen. Die richtigen Lösungen zu allen Stationen hängen umgedreht an der Tafel und die Kinder können zwischendurch dort nachschauen. Auf einem Laufzettel sollen sie ankreuzen, welche Stationen sie besucht und welche Aufgaben sie dort bearbeitet haben.

[...]

Streng genommen lehren Lehrer also nicht mehr; sie führen nicht mehr durch das Unterrichtsgeschehen, machen möglichst wenige Vorgaben und greifen nicht von sich aus ein. Dementsprechend wird deren Rolle neu beschrieben und zwar als «Lernberater», «Lerncoach», «Mentor», «Beobachter» oder wahlweise «Ansprechpartner».

Wenn in den Empfehlungen über Lernziele gesprochen wird, sind damit primär methodische und soziale Kompetenzen gemeint: Informationsbeschaffung, -aufarbeitung und -präsentation sind wichtige Fähigkeiten, die Schüler kooperativ entwickeln sollen. Dazu nutzen sie Materialien und setzen unterschiedliche Arbeitstechniken ein. Anders formuliert: der Weg hier mehr die Anwendung von Methoden **als die Auseinandersetzung mit Inhalten** ist das Ziel.

[...]

Dominiert wurde die Stunde von den Stationen und den Materialien, die dort bereitlagen. Die Kinder haben in selbstgewählter Reihenfolge unterschiedlich viele Arbeitsaufträge erledigt und sie auf ihren Laufzetteln abhakt. Aber ob sie tatsächlich die inhaltsbezogenen Kompetenzen erworben haben, die der Bildungsplan vorsieht, kann am Ende der Stunde niemand entscheiden. Die Kinder halten zwar ausgefüllte Arbeitsblätter und selbst gebaute Brücken in den Händen, aber haben sie etwas über Konstruktionsprinzipien von technischen Bauten verstanden? Haben sie Transferfähigkeiten entwickelt?

[...]

Daraus folgt auch, dass die eigentlichen Arbeitsergebnisse zur Nebensache werden. Hierzu noch einmal Breidenstein und Rademacher: «Der vielleicht verblüffendste Befund aus den Beobachtungen (...) bei der Arbeit mit den Lernmaterialien liegt (...) in einer weitreichenden und durchgängigen Indifferenz gegenüber den Inhalten, wie sie sich in der Irrelevanz der Ergebnisse zeigt.» Sie beobachten, dass die Kinder entweder vergessen, ihre Ergebnisse auf Korrektheit zu prüfen, über Fehler hinweggehen oder dass sie entdeckte Fehler schnellstmöglich beseitigen, ohne deren Ursache nachzugehen.

In der Sachkundestunde lief das ähnlich: Die Arbeit mit den Lösungsblättern hat bei einigen Kindern gut funktioniert, andere haben aber, statt die Aufgaben selbst zu bearbeiten, bei anderen abgeschaut oder sich mit ihrem Aufgabenblatt zur Tafel begeben, um die richtigen Lösungen zu übertragen. Besonders die Station mit dem Videoclip und den Quizfragen, die zunächst hoch im Kurs stand, erwies sich als anstrengend und einige Kinder verließen sie unverrichteter Dinge. In dem Video gab es zwar interessante Brücken, dazu aber vergleichsweise lange Erklärungen, denen man folgen musste, um die Fragen zu beantworten.

[...]

Wer das selbständige Arbeiten also nicht gewohnt ist oder Schwierigkeiten damit hat, sich längere Zeit zu konzentrieren, hat in einem Unterricht, der Selbststeuerung zum Ausgangspunkt macht, das Nachsehen. Das ist mitnichten ein Argument für schnöden Frontalunterricht, der vom Lehrervortrag und monotonen Übungsphasen dominiert wird. Aber es zeigt, dass selbstständiges Lernen nicht einfach bei allen Kindern vorausgesetzt werden kann, sondern dass einige mehr und andere weniger Anleitung und Rückmeldung brauchen.

[...]

Lernen im Chatroom

Die zweite Frankfurter (In-) Kompetenzkonferenz

FAZ 10.10.2018, Forschung und Lehre

Thomas Thiel

Manfred Spitzer hat viel Prügel eingesteckt für die Behauptung, dass sich der Konsum digitaler Medien nicht unbedingt günstig auf den Bildungsweg auswirke. Mittlerweile gibt es eine stattliche Zahl von Studien, die Spitzers These stützen, und der Psychiatrieprofessor der Universität Ulm muss nicht mehr als einsamer Prediger durchs Land ziehen. Die deutsche Bildungspolitik, die das Thema Digitalisierung rauschhaft für sich entdeckt hat, zeigt an diesen Erkenntnissen wenig Interesse. In ihren Beraterstäben geben sich Industrielle und Informatiker die Klinke in die Hand, assistiert von Pädagogen, die sich auf einen wirtschaftsnahen Begriff von Bildung geeinigt haben.

Spitzer mochte auf der zweiten Frankfurter (In-)Kompetenzkonferenz also noch so viele Fachpublikationen an die Wand werfen. Eher als ein verantwortlicher Bildungspolitiker wird sich wohl ein Kollege aus dem Gesundheitsressort dafür interessieren, wie stark der übermäßige Konsum digitaler Medien, wie Spitzer darlegte, zu Übergewicht, Schlafstörungen, Kurzsichtigkeit und anderen Malaisen beiträgt. Um nur einen Punkt herauszugreifen: Dreißig Prozent der unter dreißigjährigen Deutschen, so Spitzer, sind heute kurzsichtig. In der vordigitalen Generation lag der Wert bei 1,5 Prozent. Woran das liegt, war für Spitzer klar: Das menschliche Auge sei evolutionär darauf angelegt, sich so fortzuentwickeln, bis es die Dinge scharf sieht. Wenn es permanent in kurzem Abstand auf winzige Monitore starre, sei diese Entwicklung gestört. China hat den digitalen Medienkonsum für Kinder deshalb per Gesetz beschränkt. „Auch wir müssen unsere Kinder schützen“, sagte Spitzer. Er sei besorgt.

Die deutsche Bildungspolitik plagen andere Sorgen. Sie will das Zeitfenster nutzen, um Schulen zu digitalisieren, was für sie unter anderem heißt: die Klassenzimmer mit Smartphones und Tablets auszustatten. Die Geräte sollen die Schüler selbst mitbringen. Die Bildungsgerechtigkeit, sonst ein hohes Ideal der Bildungspolitik, das für kontinuierliche Niveauabsenkung missbraucht wird, muss da einmal zurückstehen. Nun wollen 86 Prozent der Eltern nach einer aktuellen Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Kantar Public ein Handyverbot an Schulen. In Frankfurt war es zudem Konsens, dass die Vorteile von Computern und Tablets im Unterricht bisher von keiner einzigen Studie belegt werden. Umgekehrt gibt es viele Publikationen, die zu einer skeptischen Einschätzung gelangen. So kam die amerikanische Westpoint Academy zu dem Ergebnis, dass Studenten ohne Laptop und Tablet um zwanzig Prozent bessere Leistungen erzielen. Selbst die OECD, sonst ein fleißiger Bildungsmodernisierer, musste einräumen, dass Schulen mit wachsenden Investitionen in ihre digitale Infrastruktur schlechter wurden. Es ist wohl kein Zufall, dass Steve Jobs und Bill Gates ihren Kindern ein Handyverbot erteilten.

Man muss das nicht als Generalabsage an digitale Technik an Schulen verstehen. Aber die Frage wäre, welchen Beitrag sie zu einem strukturierten Unterricht leisten kann. Der Digitalpakt, den Bund und Länder seit Jahren vor sich herschieben, ist dagegen von der Technik her gedacht. Sind die Geräte erst einmal da, wird sich ein Zweck schon finden. Ob dann noch genügend Geld für die dringend benötigten Lehrer vorhanden sein wird, lässt sich bezweifeln. Von den fünf Milliarden Euro Anschubfinanzierung, rechnete Josef Kraus, der ehemalige Präsident des Philologenverbands, vor, würde für die einzelne Schule nur ein fünfstelliger Betrag bleiben. Das würde für Wartung und Erneuerung der Infrastruktur nicht lange reichen.

In dem Ausblick, den Ralf Lankau präsentierte, spielten Lehrer nur noch eine Nebenrolle. Der Offenburger Medienpädagoge warf ein Bild an die Wand, auf dem Schüler an Computerterminals in einem Großraumbüro isoliert ihr individuell auf sie abgestimmtes Lernpensum abspulen. Keine Fiktion, das gibt es wirklich. Voraussetzung dafür ist die Vermessung der Schüler durch sogenannte Learning-Analytics-Programme, die ihre Leistungen und Persönlichkeitsmerkmale im Detail erfassen und sie in den Verwertungskreislauf der Tech-Industrie einschleusen. Nach Lankau sind die Agenten amerikanischer Softwarefirmen auch hierzulande unterwegs, um Lehrer als Coaches solcher Programme auszubilden. Pädagogisch ist ihnen der Teppich ausgerollt: Angesichts wachsender kultureller Vielfalt, heißt es in einer Erläuterung des Digitalpakts auf der Website des Bundesbildungsministeriums, müsse sich Bildung individualisieren.

Die Gesellschaft für Bildung und Wissen, die den Kongress zum zweiten Mal organisierte, ist eine Art gallisches Dorf, das den Bildungshumanismus gegen die breite Front von Bertelsmännern, Kuschelpädagogen und Reformtechnokraten in der deutschen Bildungspolitik verteidigt. Der Konferenztitel ist eine ironische Anspielung auf deren Ziel, Fachwissen durch abstrakte Kompetenzen zu ersetzen. Rund 350 Zuhörer fanden sich im

großen Medizinerhörsaal der Goethe-Universität ein. „Reichen die Würstchen?“, fragte Josef Pfeilschifter, Dekan der Medizinischen Fakultät, angesichts des unerwarteten Zustroms. Sie reichten. Es wäre sogar noch eins dagewesen für einen Politiker, der das Smartphone im Unterricht verteidigt. Er hätte auch ein Wort dazu sagen können, ob man wirklich glaubt, dass Schüler darauf am liebsten Mathematikaufgaben lösen.

Gehört Ihr Kind zur «Restgruppe»?

Zürberg 4.10.2018

Seit 12 Jahren beschäftige ich im Quartier Lernende und führe sie zum Lehrabschluss in zukunftsorientierten Berufsbildern. Damit – und auch als Vater – bin ich quasi Abnehmer des Anbieters «Volksschule». Wie die meisten KMU beschäftige ich keine Personalprofis. Ich muss mich auf Schulzeugnisse verlassen können, verfasst von Lehrpersonen, welche die ihnen anvertrauten Jugendlichen besser einschätzen können als jeder ausgeklügelte Test. Letztlich ist niemandem gedient, wenn Lernende und Lehrstellen nicht zusammenpassen. Fast ein Viertel der Lehrverträge wird heute aber frühzeitig aufgelöst, rund zehn Prozent stehen am Schluss ganz ohne Ausbildungsabschluss da.

Lehrlingssuche unnötig erschwert

Die Auswahl geeigneter Jugendlicher fällt mir und vielen anderen Betrieben allerdings immer schwerer. Was läuft schief? Einige der Bildungsreformen der letzten Jahre scheinen zum Ziel gehabt zu haben, Kinder und Jugendliche davon abzuschirmen, dass im Leben nicht alle überall «gleich» sind. Einige der getroffenen Massnahmen führen zwangsläufig zu einer Nivellierung nach unten. Dazu vier Beispiele:

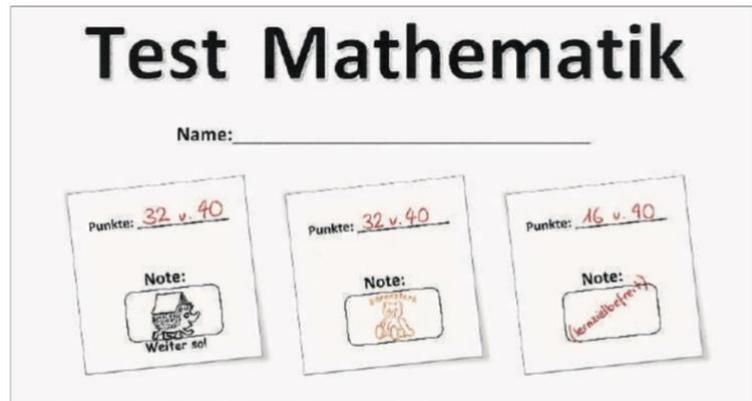
- Vielerorts, so auch am Zürichberg, werden die Jugendlichen der drei Oberstufenniveaus in gemeinsame Klassen gesteckt. Diese bewusst herbeigeführte Heterogenität wird dann im Schulbetrieb durch allerlei komplizierte Massnahmen wieder korrigiert. Wer aber Nati-Spieler zusammen mit 2.-Liga-Spielern trainiert, wird keine gute Nationalmannschaft hinkriegen. Und auch keine gute 2.-Liga-Mannschaft. Denn er trainiert auch die 2.-Liga-Spieler nicht stufengerecht und demotiviert sie unnötig. Obwohl diese später noch aufsteigen könnten, denn die Durchlässigkeit unseres Bildungssystems ist vorbildlich.
- Stark verhaltensauffällige oder lernschwache Kinder werden in Regelklassen «integriert». Und dort therapiert. Die Botschaft ist problematisch: Ich bin ein Sonderfall. Egal, wie sehr ich mich anstrengende und unterstützt werde, ich bin immer schwächer als meine «Peer Group», meine Schulfreunde. Das prägt. Ich kann gut verstehen, dass Eltern eines betroffenen Kindes eine andere Optik haben können – und auch ich kann als Vater einmal in diese Lage kommen. Es ist aber keinem Kind gedient, wenn man Tatsachen ausblendet und sich etwas in die eigene Tasche lügt. Zumal auch die anderen Kinder leiden. Unter weniger Aufmerksamkeit der Lehrperson. Und unter der Unruhe im Klassenzimmer, auch verursacht durch mehrere Lehrpersonen in einem Raum. Der Schulbetrieb wird so ungeheuer kompliziert und bürokratisch. Die frühere Einschulung akzentuiert dieses Problem. Viele Kinder haben schlicht «den Knopf noch nicht aufgemacht». Doch seien wir ehrlich: Auf ein Jahr kommt es im Leben wirklich nicht an.
- Hinzu kommt eine zunehmende Abneigung gegenüber unverblühten Schulnoten. Man macht Kindern und Eltern lieber so lange wie möglich etwas vor. Mit viel bildungstechnischem Fachvokabular versucht man trickreich zu kaschieren, dass einige Kinder schlicht in Schulklassen gesteckt werden, deren Lernziele sie nicht

erreichen können. Irgendwann treten sie als junge Erwachsene aber aus dem geschützten Rahmen der Schule ins Berufsleben über. Und müssen dann überrascht feststellen, dass Leistung sehr wohl zählt und dass es im richtigen Leben so etwas wie eine «Lernzielbefreiung» nicht gibt. Als Lehrmeister ist man ob dem Chaos von Abteilungen und Anforderungsstufen, die zudem je nach Schule variieren, heillos überfordert.

- Dass Lernende zwar ihren ökologischen Fussabdruck berechnen können, aber oft an Grundrechenoperationen und einfachen E-Mails scheitern, hilft auch nicht wirklich. Eine Rückbesinnung auf relevante Grundkompetenzen wäre hilfreich.

Druck aufs Gymnasium steigt

In der Folge steigt der Druck auf das Gymnasium. Wer möchte sein Kind schon in einer Art «Restgruppe» sehen? Und wer es nicht schafft, aber genügend Kleingeld hat, ebnet sich mit privatem Zusatzunterricht den Weg ins Gymnasium. Oder schickt sein Kind gleich auf eine Privatschule. Die schmerzhaft hohen Schulgelder tut man sich als Familie aber sicher nicht freiwillig an. Trotzdem liegt die Privatschulquote im Schulkreis Zürichberg bei 17.9 Prozent (mehr als jedes sechste Kind), in Schwamendingen dagegen bei lediglich 2.7 Prozent (jedes 37. Kind). Nicht, weil die Volksschule am Zürichberg schlechter ist – die allermeisten Lehrpersonen sind sehr engagiert. Sondern weil sich hier mehr Eltern aus dem System «freikaufen» können. Das muss zu denken geben.



Wer keinen reinen Wein einschenkt, hilft niemandem.

Bild: zvg.

Geld soll nicht über Bildung entscheiden

Steuern wir so nicht auf angloamerikanische Verhältnisse zu, in denen Herkunft und Geld über Bildung entscheiden? Die gut gemeinte schulische Integration droht zum eigentlichen Treiber einer Segregation zu werden. Wohlverstanden: Privatschulen sind eine wertvolle und unverzichtbare Ergänzung zur Volksschule. Wenn sie aber nötig sind, weil die Volksschule in den Augen vieler Eltern zu wenig fordert und fördert, läuft etwas schief. Das Hauptziel der Volksschule ist und bleibt Bildung.

Die gesellschaftliche Integration ist ein erfreulicher Nebeneffekt, aber nicht deren raison d'être. Wenn wir das Hauptziel aus den Augen verlieren, fällt irgendwann auch dieser Nebeneffekt in sich zusammen. Die Volksschule ist aber eines der höchsten Güter, wenn es um Chancengleichheit geht. Wenn wir nicht mehr den Mut aufbringen, innerhalb der Volksschule nach Leistungsniveaus zu differenzieren und Leistungen klar zu benennen, gefährden wir sie. Das wäre ein immenser Schaden. Für die duale Berufsbildung, aber auch für unsere ganze Gesellschaft.

KMU brauchen Jugendliche, die in der Schule stufengerecht gefordert wurden. Aber auch verständliche Leistungsausweise, die nicht alle Lehrstellensuchenden gleichmachen. Und Jugendliche, die nicht ans Gymnasium gehen, gehören nicht einfach in eine «Restgruppe» verbannt.

Marc Bourgeois, Vorstand GVZO (Gewerbeverein Zürich-Ost), Kantonsrat FDP 7+8

Veranstungshinweise

Bildschirmmedien und Kinder



Die Sicht der Pädiatrie und Kognitionswissenschaft mit
Uwe Büsching
Gertraud Teuchert-Noodt
Politische Vorgaben, Prävention und Lösungsansätze mit
Thomas Breyer-Mayländer
Michael Zieher
Sonja Hoffmann

Aspekte aus Technik und Ökonomisierung von Bildung mit
Peter Hensinger
Ingo Leipner
Ralf Lankau

Donnerstag 20. Oktober 2018
Hochschule Offenburg

[Mehr...](#)

Was man von Schweden lernen kann

Die Umgestaltung der schwedischen Volksschule und deren Folgen



Donnerstag, 25. Oktober 2018, 19 Uhr
Pfarreizentrum Liebfrauen, Weinbergstrasse 36, 8006 Zürich
Referentin: **Prof. em. Inger Enkvist**, Universität Lund
Starke Volksschule Zürich

[Mehr...](#)

Das gesellschaftliche Bild und die pädagogische Bedeutung der Lehrberufe

Öffentliche Tagung 2. & 3. November 2018
Aula der Universität Zürich Rämistrasse 71, 8006 Zürich

[Mehr...](#)

Bildungspolitik auf dem Holzweg?

Mittwoch 21. November 2018, Horw, Aula Schulhaus Zentrum

VORTRAG:

BILDUNGSPOLITIK AUF DEM HOLZWEG?



Prof. Dr. phil.
Mario Andreotti
Buchautor und Dozent



Charles Vincent
Leiter Dienststelle
Volksschulbildung
Kanton Luzern

21. November 2018
18.00 Uhr
Aula Schulhaus
Zentrum

EINE VERANSTALTUNG DER CVP HORW

